

Zeitschrift: Neujahrsblatt / Gesellschaft für das Gute und Gemeinnützige Basel
Herausgeber: Gesellschaft für das Gute und Gemeinnützige Basel
Band: 169 (1991)

Artikel: Erfahrungen mit der Basler Mission und ihrer Geschichte
Autor: Bieder, Werner
Kapitel: 8.: Dienstesätze in Kamerun
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1006844>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

8. Kapitel: Diensteinsätze in Kamerun

a) Einleitung

Afrika ist ein weiter und vielgestaltiger Kontinent. Die Basler Mission hat vor allem an der Goldküste und in Kamerun gearbeitet. Ich hatte Gelegenheit, in Kamerun 1962 und in Ghana 1962/63 acht Monate zu leben, zu lernen und zu lehren. In diesem Sinn werfe ich Streiflichter auf die Zeit der erlebten acht Monate. Es sind selbst erfahrene Momentaufnahmen. Pfr. Dr. h.c. Walter Lüthi hielt einst eine Predigt über die Völker-
tafel in Gen. 10. Er verwendete dabei das Bild vom Luftschiff des Grafen Zeppelin. Fuhr das Schiff des Nachts durch die Lande, so sah man in und mit der erfahrenen Dunkelheit die Lichtspur des weiterfliegenden Schiffs. So sah der Prediger den von Geschlecht zu Geschlecht weitergehenden Segen Jahwes vor Augen. Licht- und Schattenseiten aus der Missionsgeschichte ausfindig zu machen, das ist eine verheissungsvolle Aufgabe, weil keine Geschichte einfach «ausläuft», sondern weiterwirkt und nach kritischen Forschern ruft. Das Dunkel hellt sich auf, die Lichtspur zielt auf das verheissene Reich Gottes.

Die Basler Mission fing ihre Missionsarbeit 1884 in Kamerun an. Sie übernahm die Arbeit von der englischen Baptistenmission. Sie hoffte, im deutschen Kolonialgebiet, in das die deutsche «Schutzmacht» «nicht wie ein Friedensengel, sondern als ein verheerendes Unwetter einzog»²⁴¹, evangelisches Christentum zu pflanzen, christliche Volksschulen zu errichten und Lehrer und Prediger aus den Eingeborenen heranzubilden²⁴². 78 Jahre nach Beginn der Basler Missionsarbeit machte sich die aus der Basler Mission hervorgegangene presbyterianische Kirche daran, ihre eigene Kirchenordnung neu zu überprüfen. In dieser Zeit begann mein Dienst in Kamerun.

Am 18. April 1962 kam es zu einem getrost schmerzlosen Abschied von den Lieben, als ich mit fünf Kamerunischen Freunden, die im Missionshaus zu Basel mit mir studiert hatten²⁴³, zur Reise nach Kamerun aufbrach. Der Nachtflug von Paris brachte uns nach Kano in Nordnigerien, wo ich am 19. April um 3 Uhr früh zum ersten Mal afrikanischen Boden betrat, den ich erst wieder am 17. Januar 1963 mit meiner Frau verlassen sollte.

Nachdem ich 1956 in Edinburg im Missionshaus der schottischen Kirche etwas Englisch gelernt hatte, hielt es die Leitung der Basler Mission für angebracht, dass ich mich als Studienleiter für ausziehende Missionare, die sich jetzt gern als «fraternal workers» zu bezeichnen pflegen («brüderliche Mitarbeiter»), um die Gleichrangigkeit

mit den Schwarzen zu betonen, in einem afrikanischen College als theologischer Lehrer betätigen solle. Darum kam es zu diesem Einsatz im fremdsprachigen Gebiet.

Ich sollte nun bald die Erfahrung machen, dass der Missionsdienst in Afrika ein völlig anderes Gesicht zeigen wird, als ich es vom Lehrbetrieb an der theologischen Fakultät in Basel gewohnt war, hatte ich doch jeweils für ein bevorstehendes Semester mich gründlich vorbereitet, um mit einem Manuskript bewaffnet in den Lehrsaal zu treten und meine Arbeit den Studenten vorzutragen. Aber der in Kamerun erwartete Dozent, der am 19. April in Duala landete, kam erst am 12. Juni zum Lehreinsatz. Was hatte ich denn in den 7 Wochen zu tun? An einem Basler Missionsfest wurde für viele überraschend und für andere ärgerlich das Leitwort ausgegeben: GEHT HIN UND LERNT!²⁴⁴ Ohne dass ich das vorher genau zu wissen bekommen hätte, wurde ich, wie das die Umstände ergaben, in eine Lernschule hineingenommen. Wer in Afrika Evangelium lehren will, hat zuerst nicht in erster Linie aus Büchern, sondern aus den Kontakten mit schwarzen und weissen Mitmenschen zu lernen. Von dieser Lernschule sei im Folgenden zunächst gehandelt.

b) Sieben Wochen in der Lernschule

Mein erster Dienst, der von mir erwartet wurde, war die Beteiligung an der Abendmahlsfeier am Gründonnerstag in der Kirche von Buea und bei der Hochzeitsfeier für ein junges Ehepaar aus dem Kanton Bern an Ostern. Ich hatte das Harmonium zu spielen. Zwischen Karfreitag und Ostern half ich der Frau von Präses Bachmann, die Ostereier zu färben und in einem Gespräch mit Pfr. Aaron Su die Ohren zu spitzen, der sich kritisch über den schweizerischen kirchlichen Kantönligeist und die Zerrissenheit in den christlichen Kirchen äusserte. Mir wurde schon in den ersten Tagen bewusst, dass ein christlicher Missionar sich in der Mobilität des Einsatzes zu üben hat. Wenn man grosse Missionare wie William Carey²⁴⁵ oder Albert Schweitzer bewundert wegen ihrer Begabungen in manchen Sparten, so vergisst man gern, dass auch und gerade die gewöhnlichen Missionsleute einem Training unterliegen, bei dem sie Tag um Tag in fremder Umgebung zu lernen haben, das zu geben, was dem Nächsten dient. Wie recht hatte doch mein Grossvater, als der über 80 Jahre alte Mann bei seinem Besuch in Oberhallau in den dreissiger Jahren mir als jungem Dorfpfarrer im Blick auf das Gartenland ums Pfarrhaus herum zu bedenken gab: «Das ist dann eine andere Wissenschaft!» Er rief mich damit von der Studierstube «auf den Boden» herunter «zu den Leuten»! So wurde ich gleich in den ersten festlichen Ostertagen, nachdem am späten Karsamstag Abend Trommelklänge von einem Geheimbundfest²⁴⁶ her an mein Ohr gedrungen waren, vom Schreibtisch und von den Büchern weg – und unter die Menschen geholt.

Ich lernte dann bei der durchgeführten Missionarskonferenz in Buea die Sorgen, Nöte und Probleme der Missionsleute kennen. Arbeitsmässige Überlastung und die

grosse räumliche Distanz eines «einäugigen» Komitees machten den Mitarbeitern zu schaffen. Es wurde darum auch die Forderung laut, dass der Afrikainspektor der Basler Mission einmal ein Jahr lang als Feldsekretär draussen amten sollte, um sich ein nicht durch Briefkorrespondenz getrübt, eigenes Bild zu verschaffen von dem, was sich an Ort und Stelle wirklich zutrug.

Bald kam dann der Aufzug in *Nyasoso*, wo ich im Pfarr- und Katechistenseminar zu lehren hatte. Vorderhand aber nahm ich an der Synode der presbyterianischen Kirche von Westkamerun teil²⁴⁷. Ich liess mich von Werner Schöni für die in Nordnigerien zu startende Missionsarbeit begeistern²⁴⁸ und setzte mich mit dem Wahlspruch auseinander, den der für die Schulen verantwortliche Martin Stucki sich zur Devise gemacht hatte: «Gelobt sei, was hart macht» – im Gegenzug zu der im Aufkommen begriffenen antiautoritären Erziehung und in Übereinstimmung mit Nietzsche: «Alle Schaffenden aber sind hart»²⁴⁹.

Es wurde beschlossen, dass ich mit dem österreichischen Missionar Karl-Heinz Rathke eine mehrtägige Buschreise in das mehr als 2000 Meter hoch gelegene Mandanigebiet (die «Kamerunische Schweiz») unternehmen sollte. Zunächst reisten wir zur Station Fotabe, wo Rathkes ihr Standquartier hatten.

Beim Durchblättern eines reich bebilderten Afrikabuches wurde mir klar: man kann wohl viel im Bilderbuch sehen, im Film oder auf Blitzreisen wahrnehmen, aber man sieht an vielem vorbei und sieht nicht hindurch²⁵⁰. Je länger einsichtige Europäer sich in einem afrikanischen Land aufgehalten haben, um so wortkarger werden sie, weil hinter den vielen Details, die sie zum Besten geben können, das Geheimnis des fremden Kontinents mit seinen verschiedenartigen Menschen immer grösser wird.

Beim neuerlichen Durchgehen meines Kamerunischen Tagebuches wird mir bewusst, wie sich seit 27 Jahren hinsichtlich der Probleme afrikanischer Entwicklung bei allen Veränderungen doch sehr wenig auf das Gute hin verbessert hat. Ich las damals in einem 1948 erschienenen Buch Eindrückliches über die Probleme afrikanischer Entwicklung²⁵¹: «Armut und Unglück werden kommen, wenn man nicht mehr Sorge trägt für das Land und dessen Bebauung!» «Haben sich die kapitalistischen Kolonisatoren nicht auf den Wohlstand der Städte und Handelszentren beschränkt und haben sie nicht vergessen, dass sie den Afrikanern Anteil geben müssten an diesem Wohlstand?» Das Verbrechen der erzwungenen Minenarbeit mit den Familienzerreissungen, den Hungerproblemen und Wegelagerernöten wird drastisch geschildert: die Kinder wachsen verwaist in den Arbeitscamps auf, das Dorf sieht nichts vom verdienten Geld, wo alte, faule und energielose Männer zurückbleiben. Wer Sorge trägt für das Land und dessen Bebauung, wird im Waldboden den Regen nicht rasch abfliessen lassen, sondern ihn als Schwammboden schützen, der «verwertet und bewahrt» und die «Sammlung der Wasser» garantiert. Der in Kalimantan (Indonesien) im Landbau tätig gewesene Missionar Joh. Gustav Flach hat die ökologisch und ökonomisch wichtige Bibelstelle vom «Bauen und Bewahren»²⁵² neu entdeckt und versucht, Folgerungen für die landwirtschaftliche Praxis daraus zu ziehen. Und die Mission hatte unter ihren

Mitarbeitern einen begnadeten Basler Wasserschmecker, der dazu half, dass Zisternenbohrungen mit Weisheit und Einsicht vorgenommen werden konnten (Jakob Grest).

Aber schliesslich bin ich ja nicht nach Kamerun gereist, um Bilderbücher anzuschauen und entwicklungspolitische Studien in mich aufzunehmen. So nahm mich denn Rathke mit, zunächst auf eine kurze Inspektionsreise in den Niederungen um Fotabe, hatte der Missionar doch 21 Gemeindlein zu betreuen. Rathke bearbeitete die von den Katecheten eingesandten Predigten. Da wurden z.B. moralische Schlussfolgerungen aus dem Glauben gezogen: «Wenn wir so glauben könnten wie die kanaänische Frau nach Matth. 15, würden wir bei allen Taten Erfolge aufweisen»! Oder es lässt sich ein Prediger dazu animieren, aus Exodus 20,1–6 eine Brandrede gegen den Schmuck zu halten²⁵³. Für einen anderen Prediger ist es wichtig zu betonen, dass die Kirche ein Spital ist, in dem Jesus sein Heilungsamt ausübt. Rathke stellt manchmal ein falsches Überlegenheitsgefühl der Lehrer fest, die als die «Gebildeteren» gegenüber den Katechisten sich gern predigen hören. Manche wissen schon zum voraus, was sie zu predigen haben, bevor sie nur richtig auf den angegebenen Text hingehört haben. Sie lesen dann aus jedem Text «die Bekehrung zu Jesus» heraus²⁵⁴.

Manchmal gestaltete sich die Inspektionsreise zu einer missionarischen Strafaktion aus. Nach dem Verhör im Presbyterium einer Gemeinde wurde z.B. eine Schuldentilgungsübereinkunft unterzeichnet, nach der der «Kirchendieb» monatlich einen Betrag abstottern musste, bis die Finanzen wieder in Ordnung gebracht sind in der Hoffnung, dass der Sünder seine Verantwortung in Geldsachen vor Gott lernen wird.

Bei der eigentlichen Buschreise durchquerten wir zu Fuss Dörfer, deren Bewohner ganz verschiedene Splittersprachen redeten. Vor langer Zeit waren durch Wanderungen in diese afrikanische Ecke (wo die Uferlinie des Kontinents nach Süden umbiegt) einst die verschiedensten Stämme aufgebrochen und konnten noch bis heute *ihre* Sprache bewahren²⁵⁵. Auf den Märkten verständigten sich die Leute mit dem Pidgin-English. Bei den einfachen Buschhütten, wo wir des Nachts Unterkunft fanden, grüssten uns mit Kreide an der Haustüre niedergeschriebene Bibelsprüche: «Wer des Dürftigen spottet, der höhnt dessen Schöpfer» (Prov. 17,5); «Mein ist Silber und Gold, spricht der Herr» (Haggai 2,8); «God's time is the best» (vgl. Pred. 3,11). Auch nach 27 Jahren reden solche Sprüche eine besondere Sprache von diesen Kamerunischen Buschhütten her zum damaligen europäischen Buschwanderer!

Bei den Gemeindebesuchen machte ich die unterschiedlichsten Erfahrungen. Eine Gemeinde bekam, weil sie ihr Kirchendach nicht repariert hatte, kein Abendmahl gespendet. Anderswo wurden Fragen zum apostolischen Glaubensbekenntnis gestellt. Eindrücklich, aber auch problematisch waren für mich die sog. Beichtdurchgänge. Einzelne Gemeindeglieder bekannten vor dem Missionar ihre Sünden oder ihre Skrupel, damit sie sich einen Zugang zum Abendmahl schaffen konnten. Gemeindeglieder wurden ermahnt, das Haus des Katechisten endlich auszubessern oder die Kirchensteuer zu entrichten. Einer Frau, die ihren Hunger anmeldete, wurde Faulheit vorge-

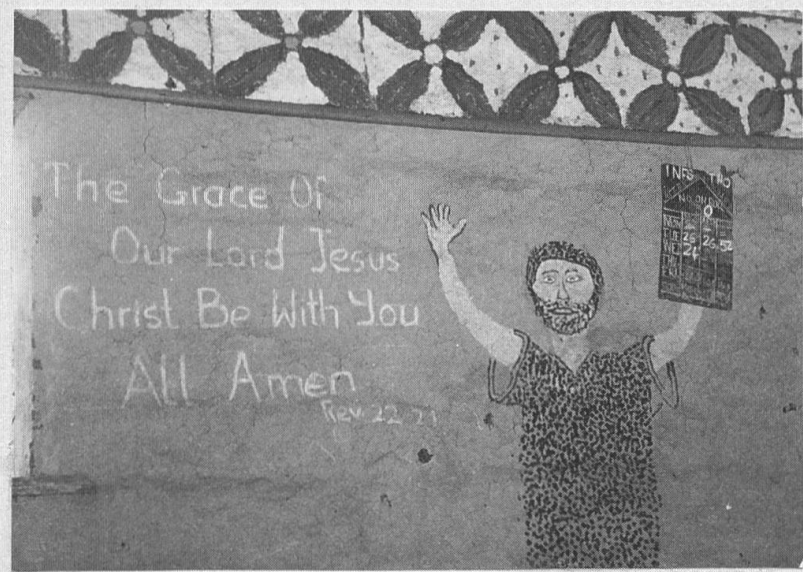
worfen: wer nicht pflanzt, kann auch nicht essen! Der Missionar organisierte für Oktober/November einen Jugendtag, an dem ein Singwettbewerb durchgeführt, Bibelrätsel gelöst und Fußball gespielt werden sollte.

Ein Gemeindeglied mit nur fünf eingeschriebenen Gemeindegliedern zeichnete sich durch eine besondere Lahmheit aus: weil der Katechist nicht «läuft», «läuft» nichts! Beim Abendmahlsgottesdienst in der dortigen Gemeinde (in einer Scheune!) hatte sich zusätzlich eine Frau, angetan mit ihrem Taufgewand, aus einer anderen Gemeinde eingefunden. Sie war ihrem Mann davongelaufen und meinte, sich die Segnungen des Abendmahls in einer fremden Gemeinde holen zu können. Rathke verweigerte ihr das Abendmahl. Am anderen Morgen dankte ihm die weggewiesene Frau: sie sei bereit, zu ihrem Mann wieder zurückzukehren²⁵⁶.

Im Gespräch mit einem Häuptling hörten wir von der unseligen Konkurrenz zwischen katholischen und evangelischen Schulen, so dass ich mich zu fragen begann, wozu diese Jagd nach der Jugend im Namen des Christentums dienlich sein könnte!²⁵⁷ Ein anderes Mal taufte ich im Gottesdienst bei einem tropischen Gewitter vor herumhuschenden Hunden und angesichts von stillenden Frauen einen erwachsenen Burschen. Bei Schulbesuchen wurden wir hie und da enttäuscht. Ein Lehrer las ohne Kontakt mit den Kindern 1. Sam. 16,1–13 (die Geschichte von Sauls Ungehorsam!) und stellte auch keine Fragen. Darauf erzählte Rathke dieselbe Geschichte den Kindern.

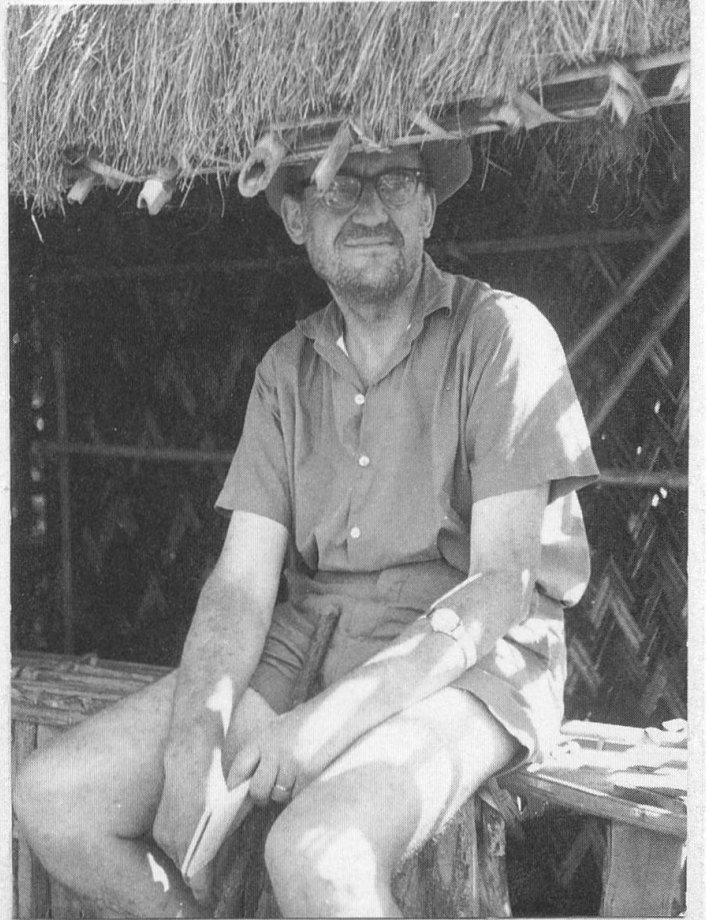
Allmählich merkte ich, *was* ein Missionar in Kamerun alles zu sein hat: Fußballinstruktor, Uhrenreparateur, Mediziner, Forscher, Erzieher, konkreter Seelsorger, Finanzmann, Buchhalter, sprachbegabter Mensch, Psychologe, Theologe! Aber ist ein Tausendsassa oder ein Hansdampf in allen Gassen schon ein Missionar? Als wir auf mehr als 2000 Meter Höhe unseren Übernachtungsplatz im Schulhaus zu Fotang gefunden und hinter dem Moskitonetz Kräftigung in der Nacht geholt hatten, da sahen wir beim Aufstehen am folgenden Morgen ein einfaches, von Kindern hergestelltes Mosaik (s. Bild) zu unseren Häuptern. Der Anblick gab mir die Antwort auf die Frage, wer ein rechter Missionar sei. Ein aus vielen kleinen Steinen zusammengesetztes Jesusbild war zu sehen: Jesus breitet seine Arme aus und ruft die Schulkinder mit der Rechentafel in der linken Hand zu sich. Ich sah mich, den damals bald einundfünfzigjährigen ausserordentlichen Professor der Theologie an der Universität Basel als ein lernbereites Kind, das sich auf einer Buschreise mit einem österreichischen Freund «wanderschaftlicherweise» für den Diensteinsatz in Pfarr- und Katechistenseminar vorzubereiten suchte *und* dabei gerade auf der Buschwanderung jeden Tag bei den profanen Dingen des Alltags erfuhr, wie dieser Jesus mit seiner Gnade Nöte und Probleme aufdeckend der «Schlüssel zum Leben» wird, mit welchem Lied uns einmal eine Schulklasse (in der einheimischen Sprache) beim Dorfeingang begrüsst hatte. Mir wurde klar: Seminaristen und ihr Dozent, der Missionar und sein Begleiter müssten sich doch um den einen Missionsmann Jesus scharen! Ist denn nicht Jesus *der* «Gegenstand» der christlichen Theologie? Wie kann ich Studenten lehren, wie kann

Abb. 6
Der segnende und mahnende Jesus in der Schulstube und der Buschwanderer in der Hütte



Schulwand konstruiert wurde (in Fotang) wo wir schliefen. Nun hat der Buschwanderer sich endlich "den Bart wachsen lassen" um bei lebhaften Gesprächen praktische Theologie zu lernen! Etwas mitgenommen sieht er zwar aus, Shapagen sollen föhlich erduldet und durchstitten sein!

Die "Gnade unseres Herrn Jesu Christi" gehört wirklich zur Rechen-tabelle: Sakrales und Profanes hält der eine Heiland zusammen, der aus Steinoben an die



der Tausendsassa von einem Missionar den Kamerunern ein Kameruner werden, ohne als lernbereites Kind bei Jesus sich stets neu einzufinden? Der Spruch an der Wand des Schulhauses («Die Gnade unseres Herrn Jesu Christi sei mit euch allen, Amen») *und* das verantwortungsvolle Rechnen im Geldgeschäft gehören zusammen!

So einfach läuft die Sache in Wirklichkeit nicht, wie ich sie 17 Jahre später in einem Schulhaus in Trimmis (GR) zur Belehrung der Kinder an der Schulhauswand lesen konnte: «der Lehrer lehrt, der Schüler lernt»²⁵⁸. In der Lebensschule geht es anders zu! Was lehrten mich doch schon auf der Buschreise die fremden afrikanischen Menschen, worauf es im Leben ankommt und wovon man sich in acht zu nehmen hat²⁵⁹. Und wie fing ich an zu spüren, dass gerade hinter diesen fremden Menschen der eine Jesus aufsteht und uns gerade durch diese andere Denk- und Lebensart zu bedenken gibt (im Positiven und im Negativen!), wie unser Leben sich zu gestalten hat!

Gerade auf den Höhen der «Kamerunischen Schweiz» wurden uns Erfahrungen zuteil, die uns zeigten, wie Not und Verheissung im Namen Jesu zusammengehören.

a. Die Kinder von Fotang empfingen uns mit dem Lied: «Wir, wir sind die Kinder von Fotang, wenn ihr uns kennen lernen wollt, müsst ihr zu uns hinaufsteigen!» Was für ein Symbolwert steckt in diesem Lied! Nur durch Anstrengungen aller Art (im Hinaufsteigen *und* im «Hinuntersteigen»!) kommen wir ein Stück weit zum Kennenlernen des Afrikaners. Was uns «unter kundiger Führung» erklärt wird, will im Direktkontakt «er-fahren» werden!

b. Die Leute von Bamumbu riefen uns als Bekenner ihres Glaubens an einem Musikfest zu: «Wir, die Leute von Bamumbu, sind bereit, den Weg mit Gott zu starten». Leider ist dieser fröhliche Start in den gemeinschaftlichen Gottesglauben unheilvoll dadurch gestört worden, dass Glieder des feindlichen Bamilekestammes ins Dorf eingedrungen sind und Tod gesät haben. Auch auf Kamerunischen Höhen erfährt ein kleines Christengemeindlein, was die Apostel Jesu auf ihrer Missionsreise erlitten haben: «Wir müssen durch viele Trübsale ins Reich Gottes eingehen.» (Apg. 14,22)

c. Bei den kritischen Besprechungen mit den Katecheten und den Dorflehrern trat zu Tage, wie einerseits doch noch der europäische Missionar das Sagen hat und wie andererseits manches im Argen liegt. Soll ein Missionar einen Lehrer ungestraft seinen Weg gehen lassen, wenn er eine Schülerin mit ein wenig Geld dazu verführt, in der Schulpause mit ihm «im Busch» Geschlechtsverkehr zu haben²⁶⁰? Kann es ihm gleichgültig sein, wenn er biblische Geschichten den Kindern einfach vorliest und entweder zu faul oder zu unfähig sich zeigt, eine Geschichte spannend zu erzählen²⁶¹? Kann er es einem Lehrer durchgehen lassen, wenn er völlig unvorbereitet seinen Klassenunterricht absolviert? Oder wenn er Dinge erzählt, die er gar nicht verstanden hat? Solche Beispiele zeigen, wie schwierig es ist, zum gelebten Evangelium so zu mahnen, dass eine freudige Bereitschaft zur Umkehr vom bösen Weg eintritt. Lässt sich übrigens etwas Segensvolles auf einer vierzehntägigen Buschreise bei einem Feldmissionar erwarten, der 21 Gemeinden zu betreuen hat?

d. Im Gespräch kamen wir u.a. darauf zu sprechen, wie schwierig es für den afrikanischen Menschen ist, von sich aus Initiative zu entwickeln. Der Afrikaner ist abhängig von den «Ordnungen», in denen er aufgewachsen ist und die ihn von den Ahnen her in der Dorfgemeinschaft bestimmen. Aber nun sind nach der Kolonialzeit diese festen Ordnungen am Zerbrechen. Fremdländische Zivilisation manchmal schlimmster Sorte überflutet die neuen afrikanischen Staaten, und die verantwortlichen Führer, die aus den immer noch weitergrassierenden Stammesfehden herauszukommen suchen, tasten nach einer Staatsform, die nicht Spielball zwischen Ost und West werden, sondern die das Ganze des Volkslebens zum Blühen und Reifen bringen will. Und gerade im Zusammenhang mit solchen Gesprächen wurde mir das besondere Geheimnis der Basler Mission bewusst: sie versucht, in ihrer missionarischen Verkündigung den weltweiten bewussten oder unbewussten Schrei nach Gott in die Horizontale auszuziehen. Ihre Boten verkommen aber nicht im horizontalen Betrieb. Sie helfen vielmehr ihren Nächsten *so*, dass sie vom Evangelium aus nach konkreten Lösungen im bitteren Alltag suchen lernen²⁶².

c) Sieben Wochen Lehrzeit

Nach einer einwöchigen Besuchsfahrt durch die nördlichen Gebiete Kameruns kam ich zurück nach Nyasoso. Gleich zu Beginn nahm ich an einer eindrücklichen Beerdigungsfeier teil. Wie ganz anders ging es in dieser Hinsicht zu, verglichen mit einer Abdankung auf dem Hörnli-Friedhof in Basel. Als ich mich der Trauerhütte näherte, sah ich eine mittrauernde Dorfbewohnerin tänzelnd sich dem Haus nähern, in dem viele Frauen versammelt waren, um in Anwesenheit der toten Mitbürgerin nach einer singend verbrachten Nacht bis zum Beerdigungsvorgang ein Lied nach dem andern zu singen. Als die Zeit der Beerdigung herannahte, begaben sich alle Trauergäste hinter das Haus zum offenen Grab. Nachdem die Tote im Sarg mit Erde zugedeckt worden war, richtete der Dorfpfarrer von Nyasoso ein Kreuz auf. Nach einem Lobgesang gingen alle wieder in ihre Häuser.

Dann erhielt ich den Bescheid, dass ich im Pfarrseminar bei der Behandlung der Offenbarung des Johannes mit dem 13. Kapitel zu beginnen hätte. Der Lehrplan sah es nun einmal so vor. Aber hatte ich mich nicht zu Hause schon auf den Römerbrief des Apostels Paulus vorbereitet? Aber aufgeschoben ist nicht aufgehoben! Bald darauf in Ghana und dann noch einmal in Ghana 1976/77 und dann in Davos 1977/78 (als Provisor amtierend) und schliesslich in Basel 1987/88 (in Bibelstunden) konnte dieses Schriftstück des Apostels mir einige seiner Geheimnisse enthüllen!

Wie sollte ich aber mit Hilfe der Kapitel aus der Offenbarung des Johannes, die meistens Sektenleute brennend zu interessieren pflegen, in denen vom Antichristen und von kommenden Weltgerichten geschrieben wird, recht und gut *den* Jesus anbieten können, der das Heil der Welt ist für Zeit und Ewigkeit? War er mir nicht im

Schulhaus zu Fotang als der Lehrer in religiösen *und* profanen Dingen mit einem Morgengruss von der Schulstubenwand entgegengekommen? Natürlich kam es in den folgenden sieben Wochen nicht zu dem, was man im gebildeten Europa «Vorlesungen» zu nennen pflegt!

Die Studenten stellten Fragen aller Art, und ich konnte diesen Fragen nicht ausweichen, auch wenn sie nicht direkt mit dem Bibelbuch zusammenhingen. Es war für den im Englischen noch keineswegs Geübten nicht immer leicht, die Fragen wirklich zu verstehen und auf ihre Fragen die Antworten zu geben, mit denen sie etwas anfangen konnten.

Nun wollte man aber mich, der ich doch meines Zeichens ein Neutestamentler war, keineswegs auf meine fachlichen Spezialitäten festlegen. So bekam ich in der Katechistenklasse die Aufgabe, «Dogmatics» zu lehren! Es ging natürlich nicht darum, in wenigen sieben Wochen ein klar durchdachtes Konzept einer evangelischen Glaubenslehre vorzutragen. Wie der Lehrplan es vorsah, hatte ich ausgerechnet mit einem Gespräch über das Thema der Sünde zu beginnen. Ich kann nicht mehr im einzelnen rekonstruieren, wie das Gespräch mit den Katechisten gelaufen ist. Ich war durch die Erfahrungen mit den Beichtdurchgängen während der Buschreise darüber belehrt worden, wie afrikanische Christen, von Sünden gedrückt, gewohnt waren, zur Aussprache vor dem Abendmahl zu kommen. Mein Auftrag war es darum, den Studenten vom Evangelium aus einen Weg zu zeigen, auf dem sie vor optimistischer Leichtfertigkeit *und* vor pessimistischer Skrupelhaftigkeit bewahrt werden könnten. So könnten sie ihren Weg aus Dank für empfangene Gaben und mit der Bitte um Besserung in allen Dingen in und mit ihren Gemeinden selbst finden. Ich wollte ihnen zeigen, dass die verborgene Vitalität ihrer afrikanischen Seele verwendbar werden könnte für den Gott, der «Starke» braucht für den Bau seines Reiches. Nach dem Empfang der Abendmahlsgaben eröffnet sich doch ein Weg zu freudigerem gemeinschaftlichem Handeln!

Mit der Zeit merkte ich, dass das Repetieren des behandelten Stoffes nützlich und notwendig ist. Mehr und mehr trat mir ins Bewusstsein, wie der pietistische Hintergrund der weitgehend in Württemberg beheimateten Basler Mission nicht nur allerhand Schattenseiten an sich hat, sondern gerade im Zusammenhang mit dem aufbrechenden Kamerunischen Nationalismus in einem positiven Zusammenhang gesehen werden kann. Die Katecheten und Pfarrer sollten auf der einen Seite gute Seelsorger in ihren Gemeinden werden, aber auch auf ihrem Heimatboden als verantwortliche Kamerunische Staatsbürger ihre Pflicht tun mit ihren Volksgenossen²⁶³.

Mir kam ein in Pidgin-English geschriebener Katechismus der katholischen Kirche in die Hände, in dem die katholischen Kameruner davor gewarnt wurden, mit den Protestanten zu verkehren, sonst drohe ihnen die Höllenstrafe. Im ökumenischen Klima des Zweiten vatikanischen Konzils wurde dann dieser Katechismus nicht mehr verwendet.

Eindrücklich war der Gottesdienst vom 17. Juni. Drei Älteste der Gemeinde verlies-

sen die Kirche vor der Austeilung des Abendmahls, da sie nicht bereit gewesen waren, ihre Jujus²⁶⁴ als Zeichen der Umkehr mitzubringen und vorzulegen. Anstatt ihr Vertrauen allein auf Gott zu setzen, hingen sie immer noch an ihren Jujus wie an einem Schutzzauber.

In diesem Gottesdienst tauchte eine ghanäische Prophetin auf und hielt eine eindringliche Busspredigt mit Hilfe einer Ananasfrucht, die sie auf den Abendmahlstisch legte. Wer nach einer Ananasfrucht greift, kann sich an den Stacheln verletzen, aber wer sie aufbricht, gewinnt eine süsse Frucht. Wer sich auf Gottes Wort verlässt, dem wird wind und wehe, wer aber dieses Wort «in sich hinein isst», dem wird die Botschaft bei der Umkehr des Herzens «süss wie Honig» (Ezechiel 3,3). Weder der Pfarrer mit seiner Predigt noch die Prophetin aus Ghana mit ihrer bildhaften Ananasansprache konnten den drei Ältesten die Furcht wegnehmen vor dem Juju, den sie wie einen Talisman unter dem Kopfkissen verbargen, konnten ihnen aber auch nicht den Freimut schenken, die Dinge herauszugeben und, ihre Gefangenschaft herausschreiend, Erlösung zu empfangen!

Langsam neigte sich meine Arbeit im Seminar dem Ende zu. Die Arbeit intensivierte sich. Bei der Behandlung der biblischen Stoffe stellten sich Fragen, die gemeinsam besprochen wurden. So liess das Thema des «allgemeinen Priestertums» bei den Studenten die Frage wach werden, ob nicht alle Kirchenarbeiter den gleichen Lohn bekommen sollen, wenn doch alle Gemeindeglieder gleiche Rechte vor Gott haben.

Die Studenten wehrten sich so gegen ein patriarchalisches Kirchenregiment, plädierten dagegen für ein demokratisches Kirchenverständnis, das ihrer Meinung nach bis zu den Fragen des gerechten Lohnes Konsequenzen zeitigen müsste. Im Zusammenhang mit diesem Problem wurde mir so schon vor 28 Jahren die Erkenntnis wichtig, die viel später bei der Diskussion über Patriarchalismus, Matriarchat und Feminismus aktuell werden sollte: dass in Gott Väterlichkeit und Mütterlichkeit zusammenkommen und *er* es auch ist, der die väterlichen und die mütterlichen Kräfte in beiden Geschlechtern aufblühen und Früchte tragen lässt. In wechselseitigem Gespräch zwischen den Generationen und den Geschlechtern müsste dann geklärt werden, inwieweit die demokratische Rechtsgleichheit mit dem «allgemeinen Priestertum» zu tun hat.

Zur weiteren Klärung des Problems wurde mir damals sinnigerweise an meinem 51. Geburtstag von meinem Nachbarn und Kollegen eine Kameruner Glocke mit zwei Schlangenköpfen geschenkt, die sich überkreuzen (s. Bild). Die eigentümliche Symbolik dieser Glocke lernte ich erst 1989 im Zusammenhang eines Jesuswortes verstehen. Jesus weist mit dem Wort «Seid klug wie die Schlangen!» (Matth. 10,16) seine Hörer auf ein Schlangenpaar, um damit anzudeuten, dass der Mensch nicht aus seinem männlichen oder weiblichen Kopf heraus klug wird, sondern so, dass er sich im Verkehr mit seinen Mitmenschen Klugheit holt. Am 6. November 1946 kam C.G. Jung in einem Brief auf eine Vision des Ignatius von Loyola zu reden. Dieser sah im Traum eine Schlange, die mit leuchtenden Augen bedeckt war, die aber doch eigentlich keine Augen waren²⁶⁵. Sah Ignatius die Grenzen der individuellen Mystik? Wie dem auch sei:



*Abb. 7
Die Kameruner Glocke
mit den zwei Schlangenköpfen*

das Geschenk der Kameruner Glocke reizt nicht zur privaten Hellhörigkeit auf Gottes Wort, animiert vielmehr dazu, im Alltag hellhörig zu werden, damit in der Überwindung der Gegensätze von Patriarchalismus, Matriarchat und Feminismus die *universale Geschwisterlichkeit* in Gang gebracht werden kann.

Wenige Tage vor meiner Abreise nach Ghana traf eine Postkarte von Karl Barth ein. Er dankte mir für den Gruss aus Afrika und gab mir den Rat, unter den schwarzen Studenten als ihr Lehrer zu bleiben. Einesteils war es der väterliche Rat eines berühmten Kollegen von der gleichen Fakultät, der unbefriedigenden Situation eines Missionsdozenten an der Basler Fakultät zu entfliehen²⁶⁶. Andererseits klang aber aus der Postkarte die Anfrage durch, ob es nicht klüger wäre, den theologisch-wissenschaftlichen europäisch akademischen Betrieb zu verlassen, um unter andersartigen Voraussetzungen ein Neues zu wagen. Karl Barth hatte wohl bemerkt, wie ich mit den drei Kameruner Studenten seine Unser-Vater-Vorlesung besucht hatte. Ich hatte den Rat

Barths wohl gehört, und am 5. Juli war auch das Visum von Ghana eingetroffen: die Türe für eine weitere Wirksamkeit am Trinity College in Kumasi hatte sich geöffnet. Ich konnte also noch einmal versuchen, von der «dozierenden Lehrtätigkeit vom Katheder aus» herunterzusteigen und auf einem kommunikationsreicheren Weg den Geheimnissen der christlichen Offenbarung nachzudenken. Aber ich wusste ja schon, dass von einem längeren Bleiben in Afrika nicht die Rede sein konnte: die Familie möchte ihren Vater wieder haben, dem sie ihre Mutter nach Ghana entgegenschickten, und das Missionshaus und die Fakultät erwarteten den Studienleiter und Professor zurück. Vorerst sollte aber die afrikanische Reise nach Ghana weitergehen.

Hier ist der Ort, an dem eine musikalische Erinnerung aus der Kamerunzeit eingebracht werden muss. Sie bildet die Brücke zu dem, was ich in Fortsetzung der Kamerunerfahrungen in Ghana erleben sollte. In meinem Reisegepäck für Afrika lagen Taschenpartituren. Ich war der Meinung, ich hielt es als Musikbeflissener nicht aus, ohne zwischendurch mein inneres Ohr den Notenbildern klassischer Streichquartette zu leihen. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass seelische Kurzweil auch auf ganz andere Weise sich einstellen könne. So machte ich mich denn einmal in einer freien Stunde zu einem solistischen Spaziergang in den nahen Buschwald auf den Weg, um mich einem Mozartschen Streichquartett zu öffnen. Die klassischen Töne der Mozartmusik begannen zu klingen ... Aber wozu das alles? kam mir die Frage. War ich denn nach Afrika gereist, um mir musikalische Kurzweil zu verschaffen? Ein lustiger Abend, den die Katechistenklasse veranstaltete, versetzte mich in eine völlig andere Stimmung. Die jungen Kameruner hatten sich mit Bambusblättern bekleidet und führten rhythmische Tänze auf, so dass ich spürte, wie mein eigener Körper mitzuschwingen begann. Als Europäer war ich in ein afrikanisches Gemeinschaftserlebnis hineingenommen worden. Da wurde mir bewusst: ich muss mein inneres Ohr nicht abspalten auf auswärtige europäische Klänge hin. Ich kann mich mit meinem ganzen Leib mitnehmen lassen in ein afrikanisches rhythmisches Tanzgeschehen, ohne dass ich mir hätte Sorgen machen müssen, ich könnte dabei meine «schweizerische Eigenart» verlieren.

So lernte ich mich im Missionsdienst der fremden Welt öffnen. Dabei wurde mir bald klar, dass gerade der afrikanische Christ die körperlichen Tanzbewegungen (in anderer Weise als der Europäer das zu tun pflegt) im Dienst des Evangeliums zu benützen lernt, um Freude oder Schmerz Ausdruck zu verleihen. Das Klagegeheul bei Beerdigungen und das Hallelujah nach Beerdigungen: beide musikalischen Ausdrucksformen können nicht ohne körperliche Gesten zum Ausdruck gebracht werden. So wird u.a. «*Gemeinschaft*» in Afrika gelebt.

Einige Wochen später wurde mir im Trinity College in Kumasi bewusst, dass ein missionarischer Kollege, der sich für den Dienst in Afrika in der Rheinischen Missionsgesellschaft in Barmen hatte ausbilden lassen, bei den «zuchtvollen» Erziehungsmaßnahmen im Barmer Missionshaus sich einen Komplex geholt hatte: er konnte und wollte das Wort «*Gemeinschaft*» (unter Missionsbrüdern) nicht mehr hören. So begegnete mir dann in Ghana ein missionarischer Mitbruder, bei dem das christliche Wort

«Gemeinschaft» mitsamt der dahinter stehenden Praxis einen öden Geschmack hinterlassen hatte!

Lässt man sich aber in die Lebensgemeinschaft mit Fremden und Fremdartigen hineinnehmen, kommt man in einen Lebensraum, in dem Gemeinschaft und individuelle Freiheit gemeinsam aufzublühen beginnen. So lernte ich z.B. verstehen, dass afrikanische Christen immer noch zu den Gräbern ihrer europäischen geistlichen «Väter und Mütter» in Christo hinzupilgern pflegen, um dankbar ihres Evangeliumsdienstes zu gedenken. Weiss und Schwarz finden sich in neuer Gemeinschaft und lernen einander auf gleicher Ebene die Hand reichen. Man begreift es von da aus, warum die Kamerunischen Christen ihre gestorbenen Angehörigen in die «Gemeinschaft der Heiligen» (Glaubensbekenntnis) einbeziehen.

Ich möchte zunächst dreierlei aus der Abschiedsszene in Nyasoso erwähnen: eine dreifache Ermutigung, eine dreifache Existenzfrage und das Geheimnis des grösseren Gottes.

1. Beim Abschied gab mir die bucklige Magdalena, die zeit ihres Lebens ihr krüppelhaftes Dasein mit strahlenden Augen zu tragen verstand, den kurzen Segensgruss mit auf den Weg nach Ghana: «*by God's power*». Da flogen meine Gedanken weit zurück ins Jahr 1956, wo ich im Ausbildungszentrum für schottische Missionare an einem Missionsfest den Moderator (Präsidenten) der presbyterianischen Kirche von Schottland über das «power house» reden hörte. Er wollte mit dem Bild vom Elektrizitätswerk die zur Aussendung bereiten Missionare darauf aufmerksam machen, dass ihr Weg in die Dritte Welt nur gesegnet sein könne, wenn sie nicht «in eigener Kraft» das Abenteuer der christlichen Mission zu bestehen suchen wollen, sondern nach der Losung: «wenn einer dient, tue er es aus der Kraft, die Gott darreicht» (1. Petr. 4,11). Und noch weiter gingen meine Gedanken zurück zum Konfirmationstag 1927, wo mir der in Basel wohlbekannt und geschätzte Pfr. von Orelli das Jesuswort aus dem Johannesevangelium zurief: «Wer in mir bleibt und ich in ihm, der bringt viel Frucht; denn ohne mich könnt ihr nichts tun» (Joh. 15,5). Und schliesslich schaute ich zurück zum Anfang der Basler Mission mit ihrem Wort aus dem Prophetenbuch Sacharja: «Nicht durch Heer und durch Kraft, sondern durch meinen Geist». So läuft eine Lichtspur durch die ganze Geschichte der Basler Mission und die persönliche Lebensgeschichte, und das Wort der buckligen Magdalena aus Nyasoso verbindet sich mit dem Wort des Moderators der schottischen Kirche: es kommt in der Mission darauf an, dass alle Arbeit nicht mit eigener Macht, sondern in der Kraft Gottes im Geist Jesu geschieht.

2. *Die dreifache Existenzfrage.* In den letzten Jahrzehnten konnte man in den Diskussionen rings um die Problematik der christlichen Mission die Feststellung hören: nicht die Mission, sondern der Missionar ist das eigentliche Problem. Ja, wer war ich eigentlich in den 7 Wochen der Lernschule und in den 7 Wochen der Lehrzeit? Dreierlei konnte ich beim kleinen Abschiedsfest am 1. August 1962 hören. Ein Student

lobte mich über die Massen als den «grossen Professor». Mein Kollege Hermann Herzog stellte demgegenüber richtigerweise fest, dass «professor» «Bekenner» heisse: ich sei aufgefordert worden, den angehenden afrikanischen Pfarrern und Katecheten klar zu verkünden, was das Wort Gottes in ihrem afrikanischen Kontext zu bedeuten habe.

Schliesslich meldete sich ein Student zu Worte, knüpfte an das Losungswort der Basler Mission aus dem Jahr 1815 an und bemerkte, dass es der Heilige Geist gewesen sei, der mir geholfen habe in den Schwierigkeiten mit der englischen Sprache, so dass sie als Studenten verstanden hätten, was ich hätte sagen wollen. So wurde ich heruntergeholt vom Katheder und in die gemeinsame Lernschule eingewiesen, um gerade so hochgemuten Sinnes dem neuen Dienstauftrag in Ghana entgegenzureisen.

Wie löst sich also die dreifache Existenzfrage des Missionars und die durch seine Existenz hervorgerufene Problematik? Wenn auch eine falsch idealisierende Missionsgeschichte aus den Missionaren Heroen geschaffen und die schädlichen und schändlichen Dinge aus den populären Missionsschriften getilgt hat, so zeigten die drei Bemerkungen beim Abschiedsfest am 1. August 1962, dass *in* der Gemeinschaft des Heiligen Geistes der echte Missionar heruntergebracht und der in der Neubeauftragung aufgerichtete Hörer des Wortes Gottes als Bekenner weitergeschickt wurde in ein anderes Land: «Gehe ... in ein Land, das ich dir zeigen will» (Gen. 12,1).

3. *Das Geheimnis des «grösseren» Gottes*²⁶⁷. Beim Abschiedsfest führte ich aus, wie im kleinen afrikanischen Kamerunwinkel inmitten des grossen afrikanischen Kontinents die ferne Schweiz mir immer kleiner vor Augen gestanden habe. Ohne dass ich es damals schon in richtige Worte fassen konnte, hatte mich faktisch das Geheimnis des «grösseren» Gottes gepackt, der über die nationale Eigensucht der Schweizer (1. August!) und über die leidigen konfessionellen und ethnischen Streitigkeiten der Kameruner weit erhaben ist, der aber gerade als der «Allmächtige» sich herunterneigt zu den Bedürftigen und in diesen Tiefen seine missionarischen Mitarbeiter sucht. Ich war gespannt darauf, welche andersartigen Aufgaben im anderen Land auf mich warten würden.

Noch viel besser als ich es darstellen kann, vermag ein Kamerunischer Häuptling es zu sagen, worauf es in der christlichen Mission ankommt. Während seiner Kameruner Zeit hörte Missionar Ernst Peyer einen Häuptling den vielsagenden Ausspruch tun: «Meinst du, ich sei immer noch eine Buschratte, die am Tage schläft und nachts hervorkommt? Jetzt tut mir die Helle die Augen auf. Hilf doch meinem Dorf mit einem Mann, der uns die Augen weiter öffnet»²⁶⁸. Mit diesem Ausspruch wird ein *Kameruner Häuptling zum missionarischen Lehrer für Europa*. Er zeigt in den folgenden Punkten, worauf es in der Mission ankommt:

1. Christ wird einer, der sein altes Leben hinter sich lässt und ein neues beginnt: «Einst Finsternis – jetzt Licht.» (Eph. 5,8)

2. Ein Christ bekennt sich dazu, dass er einst das «Tageslicht» scheute, d.h. in

ungeklärten mitmenschlichen Verhältnissen lebte: das Schlimme blieb ihm zugedeckt (Eph. 5,12).

3. Ein Christ lernt die Augen öffnen für seine wahre Situation: er «lässt sich zurechtweisen» (Eph. 5,11), er flieht das Licht nicht mehr, sondern er sucht den Hellraum neuer Gemeinschaft «in Güte und Gerechtigkeit und Wahrheit» (Eph. 5,9).

4. Ein Christ lernt Gemeinschaft mit seinen Dorfleuten verstärken: er wächst mit seinem Christwerden ins Volk hinaus mit der Bitte um «mehr Licht»: «Alles, was offenbar wird, ist Licht.» (Eph. 5,13)

5. Ein Christ begehrt nach einem mitmenschlichen Augenöffner: einem weissen Missionar? einem schwarzen Mitbruder? einer barmherzigen Schwester? Er hofft dabei, Erleuchtung von Christus zu erfahren (Eph. 5,14).